

Letzimauern im Alpenraum

Autor(en): **Schneider, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine**

Band (Jahr): **51 (1978)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Konservierungsarbeiten stellten also in mehrerer Hinsicht Kompromisslösungen dar, indem das wissenschaftlich Verantwortbare in einem gesunden Verhältnis zum finanziellen Aufwand zu stehen hatte – Probleme, wie sie bei jeder Burgenkonservierung auftauchen.

Zur Ausfüllung der Mauerkörper dienten in erster Linie die letztes Jahr beiseitegelegten Sandsteinbrocken. Da diese aber bei weitem nicht ausreichten, mussten noch insgesamt 26 Kubikmeter Beton zugeführt werden. Dieser wurde so in den Mauerkernel eingebracht, dass er immer die oberste Füllschicht bildete, die bis auf wenige Zentimeter unterhalb der obersten Abschlusssteine der beiden Mauerschalen reichte. In den noch feuchten Beton wurden Kieselbollen eingedrückt. Im gleichen Arbeitsgang und immer noch vor dem Abbinden des Betons erfolgte das Ausfügen dieser Steinsetzung mittels eines starken Pflastermörtels, der mit kleinen Kellen ganz sorgfältig in die Fugen eingearbeitet werden musste. Schliesslich galt es, die ganze Kronenpflasterung mit Wasser und Schwamm herunterzuputzen. Mit dieser Methode glauben wir, die bestmögliche Mauerabdeckung gefunden zu haben, zumal noch besonders darauf geachtet wurde, dass ihre Neigung so angelegt ist, dass Regenwasser so rasch wie möglich abfliessen kann.

Zum Ausfügen der Mauerschalen kam eine besondere Mörtelmischung zur Anwendung, die farblich ungefähr dem originalen Bindemittel entspricht.

Das bei der Ausgrabung zugemauert aufgefundene Tor gegen das Tobel hin wurde geöffnet und gewährt nun vom vorbeiführenden Wanderweg her einen bequemen Zugang zur Anlage. Unter der sekundären Zumauerung fand sich die alte Torfundamentierung, wenn auch die eigentliche Schwelle leider fehlte.

Neben den Konservierungsarbeiten blieb noch etwas Zeit für die eigentliche Ausgrabung. Entlang der Tobelkante in Richtung Norden konnten weitere Teile der Umfassungsmauer festgestellt werden. Es handelte sich um ein weniger dickes Mauerwerk, das nur noch bescheidene Spuren am Fels hinterliess, welcher an dieser Stelle wenige Zentimeter unter der Grasnarbe lag. Stark gestört durch eine Kanalisationsleitung war auch der Bereich der abschliessenden Nordmauer am Grabenrand. Von der ehemals sicher beträchtlich starken Schildmauer fanden sich lediglich auf dem Fels aufliegende Mörtelbeläge. An den Stellen, wo eine Fundamentierung in einer natürlichen Felskluft erwartet werden konnte, lag leider auch die grösste Störung.

Während der ganzen Zeit ruhte die Arbeit am Sodbrunnen nicht. Das bereits letztes Jahr darüber aufgestellte Zeltdach, in das hinein auch das Dreibein der Aufzugsvorrichtung gebaut ist, erwies sich als noch stabil genug, um weiter verwendet werden zu können. Ein sicheres Gelände und Fussleisten umschlossen die Schachtöffnung. Den gefahrlosen Auf- und Abgang für die Arbeitenden gewährleistete eine in den Felsen einbetonierte Stahlleiter mit spezieller Sicherheitsgurte. "Vor Ort" schützte ein tischartiges Dach mit drei Beinen den Ausgräber vor eventuell herunterfallenden Steinen. Gegen Schluss war die Absenkung bereits so tief vorange-

trieben, dass hin und wieder mit einem Ventilator und einem langen Schlauch Frischluft in den Schacht eingeblasen werden musste. Trotz grösster Bemühungen und Anstrengungen gelang es uns nicht, die Brunnensohle zu erreichen. Die letzte Messung am letzten Grabungstag ergab genau 21 Meter – eine Tiefe, die unsere anfänglichen Erwartungen bereits bei weitem übertrifft.

Der Schacht war angefüllt mit unterschiedlich grossen Steinen, von denen einige solche Dimensionen aufwiesen, dass bisweilen tagelang an ihrer Bergung gearbeitet werden musste. Etliche Kalksteine hatten typische Feuerfärbung, die auf einen einmal stattgefundenen Brand schliessen liessen. Von Tag zu Tag wurden mehr Ziegelfragmente gefördert, am Schluss bis gegen 20 Fundkessel pro Arbeitstag. Knochenfunde mehrten sich ebenfalls, wenn auch in bescheidenerem Masse. Schliesslich stellten sich von Meter 19.21 an Ofenkachelfragmente ein, die zu mindestens drei Kacheln gehören. Es handelt sich um gotische Blattkacheln, die etwa aus der ersten Hälfte oder der Mitte des 14. Jahrhunderts stammen.

Trotz der harten und schmutzigen Arbeit ist der Sodbrunnen ein Objekt, das es wert ist, sorgfältig untersucht zu werden. Auch die nächste Umgebung der Brunnenanlage blieb bis jetzt noch immer unausgegraben. Im Hinblick auf einen glücklichen Abschluss dieser Arbeiten hoffen wir, die Gemeinde Meilen als Geldgeberin anerkennen sowohl die Bedeutung der Burg Friedberg für ihre Geschichte wie unsere bis jetzt gemachten Anstrengungen und unterstütze diese auch weiterhin.

Burgenkundliches Kolloquium

vom 3. Sept 1977 in Basel

Zusammenfassung der Referate

Das burgenkundliche Kolloquium vom 3. September 1977 in Basel ist auf ein sehr grosses Interesse gestossen, haben doch über 220 Personen an der Tagung teilgenommen. Gerne machen wir unsere Mitglieder, die den Anlass verpasst haben, mit dem Inhalt der Vorträge bekannt. Die vollständigen Texte, ergänzt durch eine umfassende Bilddokumentation, erscheinen in Band 5 der "Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters" und werden unseren Mitgliedern als Jahresgabe 1978 zugestellt.

Letzimauern im Alpenraum

von Hugo Schneider, Zürich

Der Begriff Letzi bezieht sich entweder nur auf eine Grenzbezeichnung oder auf eine Verteidigungsanlage. Bei letzterer sind zwei Gruppen zu unterscheiden: jene auf Zeit, die andere auf Dauer. Temporär errichtete Letzinen bestanden aus einem Baumverhau, hie und da mit Erdwall und losen Felsbrocken verstärkt. Letzinen auf Zeit waren als leichtgemörtelte Mauer von 3,5–4 Meter Höhe aufgeführt. Wachtürme aus Stein mit Obergaden flankierten normalerweise die Durchgangswege.

Die Mauern dienten einerseits der Kanalisierung allfälliger Gegner und andererseits als Schutz gegen das leichte Ausführen von Raubbeute (Viehbestände als Lebensgrundlage der Bergbauern). – Eigentliche Kämpfe fanden deshalb selten an den Letzinen statt, viel eher vor oder hinter solchen Mauern. Man denke an das Gefecht am Stoss (1405) oder an die Schlacht bei Näfels (1388). So ist verständlich, dass, mit minimalen Ausnahmen, bei archäologischen Untersuchungen im unmittelbaren Bereich dieser Mauern keine Waffenfunde gehoben werden. Diese Ansicht wird auch dadurch erhärtet, dass die Mauern nicht wie bei Burgen fest fundiert und damit gegen Untergrabung besser geschützt, sondern lediglich ebenerdig aufgebaut sind.

Im innerschweizerischen Bereich wurden die Letzinen zwischen 1300 und 1350 errichtet. Es war der Zeitraum da sich in dieser Gegend eine selbständige politische Organisation herausgebildet hatte. Die finanziellen Mittel wurden durch Verkauf von Gemeingut (Alpen, Allmendparzellen) an freie Leute sichergestellt.

Die Burgen der Slaven in ihrem nordwestlichsten Siedlungsraum

Von Karl W. Struve, Schleswig

In die durch Abwanderung germanischer Stämme während der Völkerwanderungszeit ausgedünnten ostelbischen Gebiete waren im 6.–7. Jahrhundert Slawen von Osten her vorgedrungen. Wann die Landnahme Holstein erreichte, ist ungewiss. Historisch sind sie dort erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts – als Verbündete Karls des Grossen und als Nachbarn der Sachsen und Dänen – bezeugt. Nach archäologischen Datierungen müssen sie spätestens um 700 Ostholstein bis in die Gegend von Kiel in Besitz gehabt haben. Möglicherweise ist die Erbauung des Danewerks bei Schleswig, der grössten Verteidigungsanlage Nordeuropas, die nach neueren dendrochronologischen Ergebnissen um 735 erfolgte, im Zusammenhang mit frühen Vorstössen der Slawen nach Norden zu sehen. Nach jahrhundertelangen Kämpfen mit ihren Nachbarn und innerslawischen Auseinandersetzungen verlieren sie in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ihre letzte politische Selbständigkeit.

Die Verteilung ihrer Burgen lässt diese für die Frühzeit des 8. und 9. Jahrhunderts als politisch-militärische Mittelpunkte kleiner, durch Waldgürtel voneinander getrennter Siedlungseinheiten erscheinen. Vorherrschend sind durch Sümpfe oder Gewässer geschützte Ringwälle (Durchmesser meist um 100 m), die wahrscheinlich als Sitze des Gentiladels anzusehen sind. Sowohl die "Verstecklage" im Gelände als auch die Konstruktion der Wallkörper, bei der eine Holzschal- und Kastenbauweise bis ins 12. Jahrhundert üblich war, unterscheidet die Burgen gänzlich von der ihrer nächsten Nachbarn, den nordelbischen Sachsen, deren Burgen an der Peripherie

der Gaue strategisch wichtige Zufahrten sperrten und die eine Sodenbautechnik bevorzugten.

Für die hochentwickelte und komplizierte Kastenbauweise der Slawen bietet die mehrteilige Niederungsburg von Scharstorf, Kr. Plön, die dem 9. Jahrhundert angehört, ein gutes Beispiel. Der zweistufige Ausbau dieser Anlage, die nach exakter dendrochronologischer Bestimmung 60 Jahre bestand und dann zerstört wurde, spiegelt das Machtpotential und die wachsende Geltung eines Burgherren wider. Die Auflassung der Burg nach ihrer Vernichtung ist kein Einzelfall. Während des 10. Jahrhunderts scheint es zur Auflösung der kleinen Burggaue und damit zu einer Veränderung der Verfassungsstrukturen gekommen zu sein, Vorgänge, die offenbar mit dem Vorherrschaftsstreben eines der burggessenen Adelsgeschlechter zusammenhängen. Diese Tendenzen zur Machtkonzentration sind auch bei anderen westslawischen Stämmen und in Skandinavien zu beobachten. Diese Folgerungen stützen sich teils auf archäologische, teils auf historische Fakten. Aus der Tatsache, dass der Burgwall von Oldenburg in Holstein im Gegensatz zu den meisten übrigen Burgen in der Zeit des 8.–10. Jahrhunderts einen stetigen Ausbau zur grössten Anlage Ostholsteins (4 ha) erfährt, seit dem 10. Jahrhundert als Hauptfürstensitz Wagriens bezeugt ist und vorübergehend Bischofssitz war, lassen sich derartige Zusammenhänge ableiten. In diesem Fall werden die verkehrsgünstige Lage an einem Meeressund und eine Beteiligung am Seehandel die entscheidenden Faktoren gewesen sein, die zur Herausbildung einer zentralen Landesherrschaft aus der Wurzel einer lokalen Burgherrschaft führten. Nach der Entmachtung des Burggau-Adels scheint das Land im 10./11. Jahrhundert in grossräumigere Gebietseinheiten neu aufgegliedert worden zu sein. Sie sind quellenmässig für das 12. Jahrhundert überliefert. Die ihnen zuzuordnenden burglichen Mittelpunkte scheinen meist landesherrlicher Besitz zu sein.

Die bisherigen Ausgrabungen in Oldenburg, dem Stammesvorort Wagriens (Wagrien, das Gebiet zwischen Kieler Förde und der Trave), lassen in der befestigten Vorburg erste Ansätze einer frühstädtischen Siedlungsform erkennen.

The geometrical Viking fortresses in Denmark

von Olaf Olsen, Aarhus

Since the discovery in the 1930s of the peculiar layout of *Trelleborg* in Zealand, it has been realized that at least three other large Viking fortresses in Denmark belong to the same type, characterized by a striking geometrical precision: the rampart is perfectly circular and has four gates, places exactly at each point of the compass; axial roads divide the fortress into four equal sections, each of them containing blocks of four identical bow-sided houses. The largest fortress, *Aggersborg*, had 48 of these houses, all of them 32 m long.